

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



J. M. COETZEE

*Die
Schulzeit
Jesu*

Roman

Aus dem Englischen
von Reinhild Böhnke

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
›The Schooldays of Jesus‹ bei Harvill Secker, London.

Copyright © 2016 by J. M. Coetzee.

By arrangement with

Peter Lampack Agency, Inc.
350 Fifth Avenue, Suite 5300,
New York, N. Y. 10118 USA.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397309-9

Eins

*E*r hatte sich Estrella größer vorgestellt. Auf der Karte ist es ein Punkt von der gleichen Größe wie Novilla. Während Novilla jedoch eine Stadt war, ist Estrella nur eine weitläufige Kleinstadt in einer Landschaft von Hügeln und Feldern und Obstgärten, durch die sich ein träger Fluss windet.

Ob es ein neues Leben in Estrella geben kann? In Novilla konnte er das Umsiedlungszentrum in Anspruch nehmen, um eine Unterkunft zu finden. Ob er und Inés und der Junge hier ein Zuhause finden werden? Das Umsiedlungszentrum ist wohlthätig, es ist geradezu die Verkörperung von Wohlthätigkeit einer unpersönlichen Art; aber ob seine Wohlthätigkeit sich auch auf vor dem Gesetz Flüchtende erstreckt?

Juan, der Anhalter, der auf der Straße nach Estrella zu ihnen gestoßen ist, hat ihnen vorgeschlagen, sie sollten sich Arbeit auf einem der Bauernhöfe suchen. Bauern würden immer Landarbeiter brauchen, sagt er. Die größeren Höfe hätten sogar Unterkünfte für Saisonarbeiter. Wenn nicht Erntezeit für Apfelsinen sei, dann für Äpfel; und wenn nicht Erntezeit für Äpfel, dann für Weintrauben. Estrella und seine Umgebung seien ein wahres Füllhorn. Wenn sie wollen, könne er sie zu einem Hof leiten, wo Freunde von ihm einst gearbeitet haben.

Er tauscht Blicke mit Inés. Sollten sie Juans Rat an-

nehmen? Geld spielt keine Rolle, er hat eine Menge Geld bei sich, sie könnten ohne weiteres in einem Hotel unterkommen. Aber wenn die Behörden von Novilla sie wirklich verfolgen, dann wären sie vielleicht besser unter den namenlosen Durchreisenden aufgehoben.

»Ja«, sagt Inés. »Gehen wir zu diesem Bauernhof. Wir waren zu lange im Auto eingesperrt. Bolívar braucht Auslauf.«

»Ich bin auch dieser Meinung«, sagt er, Simón. »Ein Bauernhof ist jedoch kein Ferienlager. Bist du bereit, Inés, den ganzen Tag bei heißem Sonnenschein Obst zu pflücken?«

»Ich werde meinen Teil tun«, sagt Inés. »Nicht weniger, nicht mehr.«

»Kann ich auch Obst pflücken?«, fragt der Junge.

»Leider nein, du nicht«, sagt Juan. »Das wäre gegen das Gesetz. Das wäre Kinderarbeit.«

»Mir macht Kinderarbeit nichts aus«, sagt der Junge.

»Der Bauer wird dich sicher Obst pflücken lassen«, sagt er, Simón. »Aber nicht zu viel. Nicht so viel, dass es Arbeit wird.«

Sie fahren durch Estrella, immer auf der Hauptstraße. Juan zeigt ihnen den Marktplatz, die Verwaltungsgebäude, das bescheidene Museum mit Kunstgalerie. Sie kommen über eine Brücke, lassen die Stadt hinter sich und folgen dem Flusslauf, bis sie ein beeindruckendes Haus auf der Anhöhe erblicken. »Das ist der Bauernhof, an den ich gedacht habe«, sagt Juan. »Dort haben meine Freunde Arbeit gefunden. Das *refugio* ist dahinter. Es wirkt trist, ist aber eigentlich recht bequem.«

Das *refugio* besteht aus zwei langen Zinkblechschuppen, die ein überdachter Gang verbindet; auf der einen

Seite befinden sich sanitäre Anlagen. Er parkt das Auto. Keiner kommt, um sie zu begrüßen, außer einem ergrauten, steifbeinigen Hund, der sie, von seiner Kette zurückgehalten, anknurrt und gelbe Fänge fletscht.

Bolívar streckt sich und gleitet aus dem Auto. Aus einiger Entfernung nimmt er den fremden Hund in Augenschein und beschließt dann, ihn zu ignorieren.

Der Junge rennt in die Schuppen, taucht wieder auf. »Da sind Doppelstockbetten!«, schreit er. »Kann ich oben schlafen? Bitte!«

Jetzt taucht eine mollige Frau mit einer roten Schürze über einem weiten Baumwollkleid hinter dem Bauernhaus auf und kommt den Weg zu ihnen heruntergewatschelt. »Guten Tag, guten Tag!«, ruft sie. Sie mustert das vollgepackte Auto. »Ihr kommt wohl von weither?«

»Ja, von weither. Wir fragen uns, ob Sie vielleicht noch Helfer gebrauchen können.«

»Wir können immer noch Helfer gebrauchen. Viele Hände machen der Arbeit schnell ein Ende – sagt man nicht so?«

»Es sind nur wir beide, meine Frau und ich. Unser Freund hier hat anderweitige Verpflichtungen. Das ist unser Junge, er heißt David. Und das ist Bolívar. Gibt es auch einen Platz für Bolívar? Er gehört zur Familie. Ohne ihn gehen wir nirgendwohin.«

»Bolívar ist sein richtiger Name«, sagt der Junge. »Es ist ein Schäferhund.«

»Bolívar. Das ist ein schöner Name«, sagt die Frau. »Ungewöhnlich. Ich bin sicher, dass es einen Platz für ihn geben wird, solange er sich anständig benimmt und mit Futterresten zufrieden ist und keine Kämpfe anfängt oder die Hühner jagt. Die Arbeiter sind jetzt in

den Obstplantagen, aber ich kann euch die Unterkünfte zeigen. Auf der linken Seite die Herren, auf der rechten die Damen. Familienzimmer gibt es leider nicht.«

»Ich gehe auf die Herrenseite«, sagt der Junge. »Simón sagt, ich kann oben schlafen. Simón ist nicht mein Vater.«

»Mach, was du willst, junger Mann. Es ist reichlich Platz. Die anderen kommen dann –«

»Simón ist nicht mein richtiger Vater und David ist nicht mein richtiger Name. Willst du meinen richtigen Namen wissen?«

Die Frau wirft Inés einen fragenden Blick zu, doch Inés tut so, als merke sie es nicht.

»Wir haben im Auto ein Spiel gespielt«, schaltet er, Simón, sich ein. »Um uns die Zeit zu vertreiben. Wir haben neue Namen für uns ausprobiert.«

Die Frau zuckt mit den Schultern. »Die anderen werden bald zum Mittagessen zurück sein, dann könnt ihr euch bekannt machen. Der Lohn ist zwanzig Reales pro Tag, für Männer und Frauen gleich. Der Tag dauert von Sonnenauf- bis -untergang, mit zwei Stunden Mittagspause. Am siebten Tag ruhen wir. Das ist die natürliche Ordnung, der wir folgen. Was die Mahlzeiten angeht, so stellen wir die Lebensmittel bereit und ihr kocht. Seid ihr mit den Bedingungen zufrieden? Glaubt ihr, dass ihr zurechtkommt? Wart ihr schon mal bei der Obsternte dabei? Nein? Das werdet ihr schnell lernen, es ist keine große Kunst. Habt ihr Hüte? Ihr werdet Hüte brauchen, die Sonne kann ziemlich stark sein. Was soll ich euch noch sagen? Ihr findet mich immer im großen Haus. Ich heiße Roberta.«

»Roberta, angenehm. Ich heiße Simón und das ist Inés

und das Juan, der uns hierhergeführt hat und den ich dann in die Stadt zurückfahre.«

»Willkommen auf dem Hof. Wir werden bestimmt gut miteinander auskommen. Gut, dass ihr ein eigenes Auto habt.«

»Es hat uns über eine weite Strecke treu gedient. Ein zuverlässiges Auto. Mehr als das kann man nicht von einem Auto verlangen, Zuverlässigkeit.«

Als sie das Auto ausgeladen haben, kommen die Arbeiter nach und nach von den Obstplantagen zurück. Man macht sich bekannt, sie werden zum Essen eingeladen, auch Juan: selbst gebackenes Brot, Käse und Oliven, große Schüsseln mit Obst. Ihre Arbeitskameraden sind an die zwanzig Personen, einschließlich einer Familie mit fünf Kindern, die David vorsichtig von seiner Seite des Tisches aus mustert.

Bevor er Juan nach Estrella zurückbringt, kann er kurz mit Inés allein reden. »Was denkst du?«, murmelt er. »Sollen wir bleiben?«

»Es scheint ein guter Ort zu sein. Ich bin bereit, hier zu bleiben, während wir uns umschaue. Aber wir müssen einen Plan haben. Ich bin nicht so weit gefahren, um mich dauerhaft auf ein Leben als einfache Landarbeiterin einzulassen.«

Er hat das mit Inés schon einmal besprochen. Wenn sie polizeilich gesucht werden, dann sollten sie vorsichtig sein. Doch werden sie denn gesucht? Haben sie Grund, eine Verfolgung zu befürchten? Hat die Polizei genügend Ressourcen, dass sie Beamte in die entlegensten Winkel des Landes schicken kann, um einen sechsjährigen Schulschwänzer aufzuspüren? Spielt es für die Behörden in Novilla eine so große Rolle, ob ein Kind zur

Schule geht oder nicht, solange es nicht als Analphabet aufwächst? Er, Simón, bezweifelt das. Andererseits, wenn nun nicht nach dem kleinen Schulschwänzer gefahndet wird, sondern nach dem Paar, das sich fälschlich als seine Eltern ausgibt und ihn von der Schule fernhält? Wenn eigentlich nach ihm und Inés gefahndet wird, statt nach dem Jungen, sollten sie sich dann nicht unauffällig verhalten, bis ihre Verfolger erschöpft die Jagd aufgeben?

»Eine Woche«, schlägt er vor. »Lass uns eine Woche als Erntehelfer arbeiten. Dann können wir neu überlegen.«

Er fährt nach Estrella und bringt Juan zu seinen Freunden, die eine Druckerei betreiben. Wieder auf dem Bauernhof angekommen, erkundet er mit Inés und dem Jungen die neue Umgebung. Sie besichtigen die Obstplantagen und werden mit den Geheimnissen der Gartenschere und des Okuliermessers vertraut gemacht. David wird von ihrer Seite weggelockt und verschwindet mit den anderen Kindern, wer weiß, wohin. Zur Abendbrotzeit taucht er mit Kratzern an Armen und Beinen wieder auf. Sie seien auf Bäume geklettert, sagt er. Inés will die Kratzer mit Jod behandeln, doch er sträubt sich. Sie gehen zeitig zu Bett, wie alle anderen auch, David in sein gewünschtes oberes Bett.

Als am nächsten Morgen der Lastwagen ankommt, haben er und Inés schon in aller Eile gefrühstückt. David reibt sich noch den Schlaf aus den Augen und kommt nicht mit ihnen. Mit ihren neuen Arbeitskameraden klettern sie auf den Wagen und werden zu den Weinbergen gefahren; dem Beispiel ihrer Kameraden folgend, nehmen er und Inés Körbe auf den Rücken und machen sich an die Arbeit.

Während sie arbeiten, können die Kinder tun, was sie wollen. Angeführt vom ältesten der fünf Geschwister, einem hochgewachsenen, dünnen Jungen, der Bengi heißt und einen dichten schwarzen Lockenschopf hat, rennen sie hinauf zum Reservoir, das die Weinberge bewässert. Die Enten, die dort herumschwimmen, fliehen erschrocken, alle außer einem Entenpaar mit noch fluguntüchtigen Jungen, das seine Brut zum gegenüberliegenden Ufer treibt und so zu entkommen versucht. Sie sind zu langsam – die johlenden Kinder fangen sie ab und zwingen sie zurück auf die Wassermitte. Bengi fängt an, mit Steinen zu werfen; die Jüngeren tun es ihm nach. Da die Vögel nicht fliehen können, schwimmen sie laut schnatternd im Kreis. Ein Stein trifft den farbenprächtigeren Erpel. Er hebt sich halb aus dem Wasser, fällt zurück und platscht herum, einen beschädigten Flügel hinter sich herziehend. Bengi stößt einen Triumphschrei aus. Der Hagel aus Steinen und Erdklumpen verdoppelt sich.

Er und Inés lauschen unruhig dem Lärm; die anderen Pflücker beachten ihn nicht. »Was da wohl vor sich geht?«, fragt Inés. »Glaubst du, David passiert nichts?«

Er lässt seinen Korb fallen, erklettert den Hügel, kommt rechtzeitig am Reservoir an, um zu sehen, wie David den älteren Jungen so heftig schubst, dass der wankt und beinahe hinfällt. »Hör auf damit!«, hört er ihn rufen.

Der Junge starrt seinen Angreifer erstaunt an, wendet sich dann ab und schleudert noch einen Stein auf die Enten.

Nun stürzt sich David mit Schuhen und allen Sachen ins Wasser und arbeitet sich Wasser spritzend in Richtung der Enten vor.

»David!«, ruft er, Simón. Der Junge beachtet ihn nicht.

Inés unten im Weinberg lässt ihren Korb fallen und rennt los. Seit er ihr vor einem Jahr beim Tennisspielen zugesehen hat, hat er nicht mehr erlebt, dass sie sich körperlich angestrengt hat. Sie ist langsam; sie hat zugenommen.

Wie aus dem Nichts taucht der große Hund auf und schießt pfeilschnell an ihr vorbei. Innerhalb weniger Augenblicke ist er ins Wasser gesprungen und bei David angelangt, hat sein Hemd mit den Zähnen gepackt und zerrt das um sich schlagende, protestierende Kind zum Ufer.

Inés kommt an. Der Hund lässt sich fallen, sieht sie an und wartet mit gespitzten Ohren auf ein Zeichen, während David in seinen nassen Sachen heult und ihn mit den Fäusten bearbeitet. »Ich hasse dich, Bolívar!«, schreit er. »Der Junge da hat mit Steinen geworfen, Inés! Er wollte die Ente töten!«

Er, Simón, hebt das sich wehrende Kind hoch. »Beruhige dich, beruhige dich«, sagt er. »Der Erpel ist nicht tot – schau mal –, er hat nur was abbekommen. Er wird sich bald erholen. Ich glaube, ihr Kinder solltet jetzt alle hier verschwinden, damit die Enten sich beruhigen und ihr Leben fortführen können. Und du sollst nicht sagen, dass du Bolívar hasst. Du liebst Bolívar, wir alle wissen das, und Bolívar liebt dich. Er hat geglaubt, dass du ertrinkst. Er hat dich zu retten versucht.«

Zornig windet sich David aus seinen Armen. »Ich wollte den Erpel retten«, sagt er. »Ich habe Bolívar nicht gerufen. Bolívar ist dumm. Er ist ein dummer Hund. Jetzt musst *du* ihn retten, Simón. Los, rette ihn!«

Er, Simón, zieht Schuhe und Hemd aus. »Weil du

darauf bestehst, werde ich es versuchen. Ich möchte dich jedoch darauf hinweisen, dass die Vorstellung einer Ente vom Gerettetwerden eine andere sein kann als deine. Wahrscheinlich bedeutet das für sie, von Menschen in Ruhe gelassen zu werden.«

Inzwischen sind noch andere Traubenpflücker angekommen. »Bleiben Sie hier – ich mache das«, bietet ein jüngerer Mann an.

»Nein. Das ist freundlich von Ihnen, aber ich tue es für mein Kind.« Er zieht die Hosen aus und watet in Unterhosen in das braune Wasser. Mit kaum einem Spritzer taucht der Hund neben ihm auf. »Verschwinde, Bolívar«, murmelt er. »Ich muss nicht gerettet werden.«

Die Traubenpflücker stehen zusammengedrängt am Ufer und sehen zu, wie der nicht mehr junge Herr mit dem Körper, der nicht mehr ganz so straff ist wie zu seinen Zeiten als Schaueremann, sich anschickt zu tun, was sein Kind ihm befiehlt.

Das Wasser ist nicht tief. Sogar an der tiefsten Stelle reicht es ihm nicht über die Brust. Doch er kann auf dem schlammigen Grund kaum gehen. Es ist ein aussichtsloses Unterfangen, den Erpel mit dem gebrochenen Flügel zu erwischen, der jetzt auf der Wasseroberfläche wild herumwirbelt, ganz zu schweigen von der Entenmutter, die inzwischen das jenseitige Ufer erreicht hat und, gefolgt von ihrer Brut, ins Gestrüpp verschwunden ist.

Bolívar erledigt das für ihn. Wie ein Geist an ihm vorbeigleitend, nur den Kopf übers Wasser gehoben, spürt er den verletzten Vogel auf, schließt die Kiefer wie einen Schraubstock über dem herabhängenden Flügel und zerrt ihn zum Ufer. Zuerst gibt es aufgeregten Widerstand, Flügelschlagen und Gespritz; dann scheint

der Vogel ganz plötzlich aufzugeben und sein Schicksal zu akzeptieren. Als er, Simón, dann aus dem Wasser kommt, ist der Erpel in den Armen des jungen Mannes, der ihm angeboten hatte, die Sache zu übernehmen, und wird von den Kindern neugierig betrachtet.

Obwohl die Sonne noch ein gutes Stück über dem Horizont steht, wärmt sie ihn kaum. Fröstelnd zieht er sich an.

Bengi, der den Stein geworfen und damit den ganzen Ärger verursacht hat, streicht dem vollkommen apathischen Vogel über den Kopf.

»Sag ihm, dass es dir leidtut«, fordert ihn der junge Mann auf.

»Es tut mir leid«, murmelt Bengi. »Können wir den Flügel richten? Können wir ihn schienen?«

Der junge Mann schüttelt den Kopf. »Es ist ein wild lebendes Tier«, sagt er. »Es wird sich keine Schiene anlegen lassen. Es ist schon gut. Das Tier ist zum Sterben bereit, hat es akzeptiert. Sieh mal. Sieh dir seine Augen an. Es ist schon tot.«

»Der Erpel kann in meinem Bett bleiben«, sagt Bengi. »Ich füttere ihn, bis es ihm bessergeht.«

»Dreh dich um«, sagt der junge Mann.

Bengi begreift nicht.

»Dreh dich um«, sagt der junge Mann.

Simón flüstert Inés, die inzwischen den Jungen abtrocknet, zu: »Lass ihn nicht hinsehen.«

Sie drückt den Kopf des Jungen in ihre Röcke. Er sträubt sich, doch sie lässt nicht locker.

Der junge Mann klemmt den Vogel zwischen seine Knie. Eine kurze Bewegung, und es ist getan. Der Kopf baumelt unnatürlich; über die Augen des Tiers zieht sich

ein Schleier. Den gefiederten Kadaver reicht er Bengi.
»Geh ihn begraben«, befiehlt er. »Los.«

Inés gibt den Jungen frei. »Begleite deinen Freund«, sagt Simón zu ihm. »Hilf ihm, den Vogel zu begraben. Sorge dafür, dass er es ordentlich macht.«

Später sucht der Junge sie zwischen den Weinstöcken auf, wo sie arbeiten.

»Nun: habt ihr den armen Erpel begraben?«, fragt er.

Der Junge schüttelt den Kopf. »Wir konnten kein Loch für ihn graben. Wir hatten keinen Spaten. Bengi hat ihn im Gebüsch versteckt.«

»Das ist nicht schön. Wenn ich für heute mit der Arbeit fertig bin, werde ich ihn begraben. Du kannst mir die Stelle zeigen.«

»Warum hat er das getan?«

»Warum hat der junge Mann ihn von seinem Leiden erlöst? Ich hab's dir gesagt. Weil er mit einem gebrochenen Flügel hilflos gewesen wäre. Er hätte die Nahrung verweigert. Er wäre kläglich verendet.«

»Nein, ich meine, warum hat Bengi das getan?«

»Ich bin sicher, dass er nichts Böses im Sinn hatte. Er hat nur Steine geworfen, und eins hat zum anderen geführt.«

»Werden die kleinen Entchen auch sterben?«

»Natürlich nicht. Sie haben eine Mutter, die sich um sie kümmert.«

»Aber wer wird ihnen Milch geben?«

»Vögel sind nicht wie wir. Sie trinken keine Milch. Und es sind sowieso die Mütter, die Milch geben, nicht die Väter.«

»Werden sie einen *padrino* finden?«

»Das glaube ich nicht. Ich glaube nicht, dass es bei

Vögeln *padrinos* gibt, wie es auch keine Milch gibt. *Padrinos* sind eine menschliche Institution.«

»Es tut ihm nicht leid. Bengi. Er sagt, es tut ihm leid, aber es tut ihm nicht wirklich leid.«

»Warum denkst du das?«

»Weil er die Ente töten wollte.«

»Der Meinung bin ich nicht, mein Junge. Ich glaube nicht, dass er wusste, was er tat, nicht in vollem Umfang. Er hat einfach Steine geworfen, wie Jungen eben Steine werfen. Im Grunde seines Herzens wollte er niemanden töten. Hinterher, als er gesehen hat, was für ein schönes Tier der Vogel war, als er gesehen hat, was er Furchtbares getan hat, hat er es bereut und es hat ihm leidgetan.«

»Es hat ihm nicht wirklich leidgetan. Das hat er mir gesagt.«

»Wenn es ihm jetzt nicht leidtut, dann wird es ihm bald leid tun. Sein Gewissen wird ihm keine Ruhe geben. So sind wir Menschen. Wenn wir etwas Schlechtes tun, bringt uns das keine Freude. Dafür sorgt unser Gewissen.«

»Aber er hat gestrahlt! Das habe ich gesehen! Er hat gestrahlt und Steine geschleudert, so wild er konnte! Er wollte sie alle töten!«

»Ich weiß nicht, was du mit strahlen meinst, aber selbst wenn er gestrahlt hat, selbst wenn er Steine geschleudert hat, beweist das nicht, dass er sie im Grunde seines Herzens töten wollte. Wir können die Folgen unserer Taten nicht immer voraussehen – besonders wenn wir jung sind. Vergiss nicht, dass er angeboten hat, den Vogel mit dem gebrochenen Flügel zu pflegen, ihn in seinem Bett unterzubringen. Was konnte er mehr tun? Den Stein, den er geworfen hatte, ungeworfen machen?

Das kann keiner. Man kann die Vergangenheit nicht ungeschehen machen. Getan ist getan.«

»Er hat ihn nicht begraben. Er hat ihn einfach ins Gebüsch geworfen.«

»Das tut mir leid. Aber der Erpel ist tot. Wir können ihn nicht wieder lebendig machen. Du und ich werden ihn begraben, sobald die Arbeit für heute beendet ist.«

»Ich wollte ihn küssen, aber Bengi hat mich nicht gelassen. Er hat gesagt, er wäre schmutzig. Aber ich habe ihn trotzdem geküsst. Ich bin ins Gebüsch rein und habe ihn geküsst.«

»Das ist gut. Ich freue mich darüber. Zu wissen, dass ihn jemand geliebt und geküsst hat, nachdem er gestorben war, wird ihm viel bedeuten. Es wird ihm auch viel bedeuten, dass er ein anständiges Begräbnis hatte.«

»Du kannst ihn begraben. Ich will ihn nicht begraben.«

»Also gut, ich werde es tun. Und wenn wir morgen kommen und das Grab leer finden und die ganze Entenfamilie im Stausee schwimmen sehen, Vater und Mutter und Entenküken, und es fehlt keiner, dann wissen wir, dass Küssen funktioniert, dass Küssen einen von den Toten erwecken kann. Aber wenn wir ihn nicht sehen, wenn wir die Entenfamilie nicht sehen –«

»Ich will nicht, dass sie zurückkommen. Wenn sie zurückkommen, wird Bengi nur wieder Steine nach ihnen werfen. Es tut ihm nicht leid. Er tut nur so. Ich *weiß*, dass er nur so tut, aber du willst mir nicht glauben. Du glaubst mir nie.«

Ein Spaten oder eine Spitzhacke ist nirgends aufzutreiben, deshalb leiht er sich ein Montiereisen aus dem Laster. Der Junge führt ihn dahin, wo der Kadaver im

Gebüsch liegt. Das Federkleid hat schon seinen Glanz verloren und Ameisen haben die Augen befallen. Mit dem Eisen hackt er ein Loch in den harten Boden. Es ist nicht tief genug, er kann nicht so tun, als sei das ein anständiges Begräbnis, doch er wirft den toten Vogel trotzdem hinein und bedeckt ihn. Ein Schwimmfuß ragt steif heraus. Er sammelt Steine auf und legt sie über das Grab. »Bitte«, sagt er zum Jungen, »mehr kann ich nicht tun.«

Als sie die Stelle am Morgen darauf aufsuchen, sind die Steine verstreut und der Erpel ist verschwunden. Überall sind Federn. Sie suchen, finden aber nichts außer dem Kopf mit seinen leeren Augenhöhlen und einen Fuß. »Tut mir leid«, sagt er und marschiert davon, um sich der Arbeitsbrigade anzuschließen.